

Chris Fabry

Flieg, Junikäfer

Roman

Deutsch von Brigitte Hahn

Über den Autor

Chris Fabry hat bereits rund 60 Bücher veröffentlicht. Unter anderem war er Co-Autor bei der „Finale für Teens“-Reihe. Außerdem moderiert er eine eigene Radiosendung „Chris Fabry live!“. Sein erster Roman „Dogwood“ wurde mit dem renommierten „Christy Award“ ausgezeichnet. Chris Fabry ist Vater von neun Kindern und lebt mit seiner Familie in Arizona.

Kapitel 1

Manche Leute wissen alles über sich selbst. Sie wissen, wie viel sie bei ihrer Geburt gewogen haben, wie groß sie gewesen sind, in welchem Krankenhaus ihre Mama sie zur Welt gebracht hat und noch tausend andere Sachen. Ich habe gehört, dass manche Leute sogar einen schwarzen Fußabdruck von sich auf einem rosafarbenen Blatt Papier haben und das in einer Babyschachtel aufheben. Die einzige Schachtel, die ich habe, ist ein kleiner Koffer, in dem meine Unterwäsche drin ist, damit nur ich sie sehen kann.

Mein Papa sagt, dass die meisten Leute zu viele Sachen haben, die sie gar nicht brauchen und dass sie ihre Häuser damit vollstopfen oder in Kellern lagern, die manchmal mit Wasser volllaufen. Dann ist das ganze Zeug kaputt. Deshalb ist es besser, ein einfaches Leben zu führen und zu machen, was man will, und nicht eine Hypothek abzahlen zu müssen – was auch immer das ist. Ich glaube, deshalb wohnen wir in einem Wohnmobil. Manche Leute sagen, wir leben *aus* diesem Ding wie aus einem Koffer, aber ich weiß nicht, wie man *aus* einem Auto leben kann, wenn wir doch *drin* wohnen. Papa schläft auf der Bank bei dem großen Fenster ganz hinten, und ich schlafe in dem Bett über dem Fahrersitz. Du darfst dich morgens aber nicht zu schnell aufsetzen, sonst hast du den ganzen Tag lang Kopfweg. Aber es ist schön, wenn du dein eigenes Zimmer hast.

Ich habe meinem Papa immer alles geglaubt, was er mir erzählt hat, bis ich in den Supermarkt gekommen bin. Dort habe ich mein Bild gesehen, auf einem Poster gleich vorne am Schwarzen Brett.

Ich musste mir dieses Bild immer wieder angucken. Deshalb habe ich nicht viel von dem mitbekommen, was um mich rum passiert ist. Aber ich habe gehört, wie die

Frau an der ersten Kasse mit der Kassiererin über eine Decke gestritten hat, die sie hier gekauft hat. Wenigstens hat sie das gesagt. Die Kassiererin hat eine ganz zittrige Stimme bekommen. Dann hat sie gemeint, dass sie da leider nichts machen kann. Daraufhin hat die Kundin die Frau hinter der Kasse laut ausgeschimpft, mit Ausdrücken, bei denen man rot werden muss. „Der Kunde ist König“, heißt es ja immer, aber mir kommt es so vor, als ob der Kunde manchmal so böartig wie eine bissige Ratte ist. Ich habe schon gesehen, wie manche Leute in der Schlange stehen und unter ihren Einkaufswagen Sachen rausgeschmuggelt haben, ohne dass die Frau an der Kasse was davon mitgekriegt hat. Dann gehen diese Leute weg, ohne die Riesenkartons mit Fruchtsaft oder tiefgefrorene Brote oder Marmelade zu bezahlen. Die Brote sehen eigentlich ganz lecker aus, aber Papa sagt, wenn man Brot einfrieren muss, ist die Welt nicht mehr in Ordnung. Ich glaube, er hat recht. Er meint, dass es eine Sünde ist, wenn man gemein zu den Mitarbeitern vom Supermarkt ist. Schließlich dürfen wir ihren Parkplatz benutzen. Er sagt auch, dass wahrscheinlich die Apokalypse vor der Tür steht, wenn man jetzt Cola Light mit Vitaminen und Mineralien anreichert. Ich weiß nicht, was diese Apokalypse ist, aber mein Papa hat auch damit bestimmt recht.

Das ist schon ein komisches Gefühl, wenn man in einem Supermarkt ein Bild von sich selbst sieht. So was passiert wohl nur ganz wenigen Leuten hier auf Erden – denke ich. Ich habe zuerst mal nach Luft geschnappt. Dann habe ich dafür gesorgt, dass mein Herz wieder schlägt. Ich habe nämlich zuerst gedacht, dass es still steht. Papa sagt, das Herz eines Kolibris schlägt ungefähr eine Million Mal pro Minute. Bei mir war es genau das Gegenteil, wie ich so da stand und dieses Bild angestarrt habe.

Die Leute, die zum Ausgang wollten, mussten sich an mir vorbeidrücken, aber ich konnte mich nicht vom Fleck rühren. Ich habe bestimmt komisch ausgesehen, wie ich da so auf diese Pinnwand gestarrt habe. Tief in mir habe ich eine Leere gespürt und noch ein Gefühl, das ich nicht

richtig erklären kann. Es ist so, als ob man versucht, den Leuten zu sagen, wie es sich anfühlt, wenn man sich seinen Finger draußen in der Kälte an einem Einkaufswagen einklemmt. Es bringt nichts, wenn man so was erzählt, weil einem sowieso keiner richtig zuhört, weil alle es eilig haben, mit ihren Einkäufen nach Hause zu kommen und die Hypothek zu bezahlen, denk ich.

Das war nicht wirklich ich auf dem Foto. Es sah eher so aus, als ob ich in einen Spiegel gucken würde. Auf der linken Seite hing ein echtes Bild von mir, als ich noch klein war. Ich habe noch nie so ein Foto von mir gesehen, weil mein Papa sagt, dass er keine Bilder von früher hat. Klar hab ich schon mal seine Sachen durchsucht. Vielleicht hat er ja ein gutes Versteck. Wenn nicht, hat er mir die Wahrheit gesagt. Rechts war das Bild, das ziemlich genau mein Gesicht gezeigt hat. Es war ein bisschen unscharf um die Nase und die Augen rum, aber mir war schon klar, dass das Bild dasselbe Gesicht zeigte, das ich jeden Morgen im Rückspiegel sehe.

Der Name des Mädchens war *Natalie Anne Edwards*. Mir gingen diese Silben ständig im Kopf herum, während sich die Leute mit ihren Einkaufswagen an mir vorbeiquetschten, um sich das Rosinenmüsli zu holen, das heute im Angebot war. Zwei Packungen für vier Dollar, gleich neben den Drogerieartikeln. Ich habe dieses Müsli aber schon günstiger gesehen. Deshalb war mir nicht klar, warum die Leute so verrückt danach waren.

Unter dem Bild von mir stand:

VERMISST!

Natalie Anne Edwards

Geburtsdatum: 20. Juni 2000

Geschlecht: weiblich

Vermisst seit: 16. Juni 2002

Heutiges Alter: 9 Jahre

Ungefähre Körpergröße: 130 m

Ungefähres Gewicht: 36 kg

Augenfarbe: blau

Haarfarbe: rot

Verschwunden aus: Dogwood, West Virginia

Natalies Foto wurde mithilfe eines Computerprogramms ihrem heutigen Alter angepasst. Auf der linken Wange hat sie ein deutlich sichtbares Muttermal. Sie wurde am 16. Juni 2002 von einem Unbekannten aus Dogwood, West Virginia, entführt.

*

Ich fingerte an meinem Muttermal herum. Papa sagt, dass ein Typ namens Nixon auch so eins hatte. Er war vor langer Zeit mal Präsident gewesen. Die meiste Zeit versuche ich, das Muttermal nicht anzusehen. Aber wenn ich auf der Toilette bin oder im Bett meinen Spiegel raushole und die Taschenlampe anmache, dann frage ich mich schon, ob das Muttermal das einzige Andenken ist, das meine Mutter mir mitgegeben hat, oder ob sie mir überhaupt was gegeben hat.

Papa redet nicht viel über sie, aber wenn ich keine Ruhe gebe, sagt er bloß: „Sie war ein guter Mensch.“ Das ist alles. Wenn ich dann weiter bohre, gibt er mir keine Antwort mehr. Er meint, dass es besser ist, alte Wunden in Ruhe zu lassen, damit sie heilen können. Aber trotzdem tun manche Narben jeden Tag wieder weh.

Ich starrte immer noch auf das Bild mit meinem Namen. Hinter mir ging die Tür auf und zu. In der Ferne hörte ich das Pfeifen einer Lokomotive. Ich finde, dieser Ton klingt schrecklich einsam, besonders nachts, wenn die Grillen zirpen. Papa meint, er schläft besonders gut ein, wenn er eine Lokomotive pfeifen hört, weil ihn dieses Geräusch an seine Kindheit erinnert.

Plötzlich stand ein Mann neben mir. „Alles in Ordnung, Kleine?“

Ich hatte so ein mulmiges Gefühl in der Magengegend, fast so schlimm wie beim Überqueren einer Brücke. Ich

weiß nicht, warum ich mich vor Brücken fürchte. Vielleicht habe ich Angst, dass so ein Ding zusammenkracht, wenn ich drauf bin. Vor Wasser habe ich keine Angst, weil mein Papa mir schon früh gezeigt hat, wie man schwimmt. Aber wenn ich eine Brücke sehe, werde ich ganz zittrig. Deshalb hat Papa mir gesagt, ich soll immer nach oben in mein Bett kriechen und „I'll Fly Away“ singen. Das ist mein Lieblingslied. Papa versucht immer, mich im Voraus zu warnen, wenn wir große Flüsse wie den Mississippi überqueren. Wenn er das nämlich nicht macht, brülle ich ihm die Ohren voll.

Ich habe dem Mann einfach zugenickt. Dann bin ich weggegangen, aber ich habe mich trotzdem noch mal nach dem Bild umgesehen. Ich bin erst mal auf die Toilette gegangen und dort ein bisschen sitzen geblieben. Während ich dem Gedudel der Musik und den Stimmen aus den Lautsprechern zuhörte, dachte ich: *Auf dem Plakat steht, dass der zwanzigste Juni mein Geburtstag ist, aber Papa sagt, es ist der neunte April. Vielleicht bin ich das doch nicht.*

Aber dann bin ich noch mal zurückgegangen. Ich war mir ganz sicher, dass ich das Mädchen auf dem Foto war. Aber wie sollte ich meinen Papa fragen, warum er mich angelogen hat? Warum nennt er mich „Junikäfer“ und nicht „Natalie“?

In den Büchern, die ich lese, und in den Filmen, die ich auf DVD gesehen habe, damals, als das Gerät noch funktioniert hat, kommt am Ende immer jemand und sagt: „Ich liebe dich.“ Und dann ist alles wieder gut. Ich weiß nicht, ob ich auch mal so was erlebe. Es gibt bestimmt eine Menge Leute, die hören wollen, dass jemand zu ihnen sagt: „Ich liebe dich.“

Ich wanderte in die Elektronik-Abteilung, in den letzten Gang, wo es Stereoanlagen, Kopfhörer und ähnliches Zeug gibt. Ich war nicht auf der Suche nach was Bestimmtem, sondern habe nur rumgeguckt, weil ich nicht mehr an dieses Plakat denken wollte. Plötzlich kamen drei Mädchen den Gang entlang. Dann blieben sie stehen und wühlten in einem großen Korb mit Flipflops herum.

„Das wird echt toll!“, rief eine von ihnen. Sie hatte zwei goldene Ringe an ihren Fingern. „Ich glaub, Mama lässt mich heute bei euch übernachten.“

„Das klappt nicht“, antwortete die andere. Sie hatte langes braunes Haar. „Morgen früh muss ich zum Schwimmtraining.“

„Du kannst doch bei mir übernachten“, meinte die Dritte. Ihre Stimme klang weinerlich, als ob sie es gewohnt war, dass man sie nicht beachtet. Sie trug eine Brille und war spindeldürr. „Ich hab morgen früh nichts vor.“

Das Mädchen mit den Goldringen beachtete sie nicht. Sie zog ein paar Schuhe aus dem Korb, rosafarbene mit grünen und gelben Streifen drauf. Auf dem Preisschild stand: 13,96 Dollar. „Die sind prima. Oder was meinst du?“

„Mama hat gesagt, dass wir billige einfarbige kaufen sollen, damit wir sie selber dekorieren können“, antwortete die Braunhaarige.

„Und wie ist es morgen Abend?“, fragte das Mädchen mit den Goldringen. „Wir können uns einen Film ausleihen und bei mir übernachten. Oder hast du am Donnerstag auch Schwimmtraining?“

Die drei redeten weiter und kicherten. Dann gingen sie den Gang entlang. Ich habe mich schon oft gefragt, wie es wohl ist, wenn eine Freundin einen einlädt, bei ihr zu übernachten. Oder wie es ist, eine Freundin zu haben. Wenn man auf der Straße in einem rollenden Schlafzimmer wohnt, hat das zwar Vorteile, aber nicht alles ist toll. Man weiß ja nie, wo man am nächsten Tag ist, außer wenn das Wohnmobil nicht mehr fährt und man ein Ersatzteil braucht. Deshalb stehen wir jetzt schon ziemlich lange hier auf diesem Parkplatz.

„Du bist ja immer noch da“, sagte plötzlich eine Stimme hinter mir.

Als ich mich umdrehte, sah ich eine Frau mit einer blauen Weste und einem Namensschild, auf dem *Stellv. Marktleiterin* stand. Die drei Mädchen hatten bestimmt die passenden Flipflops gefunden. Als ich mich umsah, waren sie weg. Die Frau hatte blondes Haar, das ein bisschen zu

blond war. Aber sie hatte ein hübsches Gesicht. Vielleicht hatte sie in der Schule mal einen Schönheitswettbewerb gewonnen. Ihre khakifarbenen Hosen saßen ein bisschen zu eng, und sie hatte weiße Schuhe an, deren Sohlen auf dem glänzenden Fußboden kein Geräusch machten. Das war natürlich super, wenn sie Leute beobachteten und sich an sie ranschleichen wollte.

„Hat dein Papa schon das Ersatzteil bekommen?“, fragte sie und beugte sich zu mir runter.

„Nein, noch nicht.“ Ihre Augen schauten mich so freundlich an, dass ich ihr auch ein Geheimnis anvertraut hätte, wenn ich eins gehabt hätte. Plötzlich fiel mir ein, dass ich ja eins hatte, aber ich wollte nicht der erstbesten Person von meinem Foto erzählen.

„Es ist bestimmt schwer ohne deine Familie. Wo ist denn deine Mama?“

„Ich hab keine.“

Sie neigte den Kopf. „Du meinst, sie ist nicht mehr am Leben?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Ich hab einfach keine.“

„Jeder hat eine Mama. Das ist nun mal so im Leben.“ Sie setzte sich auf einen Hocker, der zum Anprobieren von Schuhen gedacht war. Ich sah mich in dem kleinen Spiegel. Wieder musste ich an das Bild denken, das am Ausgang hing und daran, dass mein Gesicht einem Mädchen namens „Natalie Anne“ gehörte.

„Macht ihr einen Ausflug? Es ist bestimmt spannend, in einem Wohnmobil unterwegs zu sein. Ich wollte auch schon immer mal abhauen und meine Sorgen hinter mir lassen.“

Als ich keine Antwort gab, sah sie auf den Boden. Ich konnte ihren dunklen Haaransatz erkennen. Sie duftete gut, wie ein Blumenbeet im Frühling. Ihre Fingernägel waren lang und vorne sehr weiß.

Sie fingerte sich an einem Auge herum, als ob sie da was störte. „Mein Chef ist ein netter Mensch, aber manchmal kann er ganz schön launisch sein. Er meint, euer Wohnmobil muss bald von hier verschwinden.“

„Aber Papa hat gesagt, dass Sie nichts dagegen haben, wenn wir noch ein bisschen hier bleiben.“

Sie nickte. „Mach dir keine Gedanken. Das klappt schon. Aber sag deinem Papa, dass er mal reinkommen und mit mir reden soll. Unsere Geschäftspolitik ...“

Ich weiß nicht, was Geschäftspolitik ist, und ich war viel zu sehr damit beschäftigt, über meinen anderen Namen nachzudenken. Deshalb habe ich der Frau gar nicht mehr richtig zugehört. Sie hat mich wieder angesehen mit ihren großen braunen Augen, und ich hab mir gedacht, dass es schön wäre, von so einer Frau einen Gutenachtkuss zu bekommen. Sie hatte keinen Ehering an. Früher ist mir so was nie aufgefallen, aber man verändert sich im Lauf des Lebens.

„Vielleicht können Sie mit rauskommen und mit meinem Papa reden“, sagte ich.

Sie lächelte, und dann sah sie weg. „Was habt ihr denn heute zum Abendbrot gegessen?“

„Eigentlich nichts Richtiges. Papa hat mir Geld gegeben, damit ich mir ein Sandwich kaufen kann, aber die mag ich schon gar nicht mehr.“

Sie berührte mich am Arm. „Das kriegen wir schon hin. Mach dir keine Gedanken. Ach, übrigens, ich heiße Sheila. Und wie heißt du?“

„Eigentlich Juni, aber mein Papa sagt immer Junikäfer zu mir“, antwortete ich. Zum ersten Mal in meinem Leben war mir klar, dass das nicht mein richtiger Name war.

*

Johnson starrte durch das Rückfenster in das grelle Sonnenlicht. Es hatte am Morgen geregnet. Auf dem Glas zeigte sich ein unregelmäßiges, gelb-braunes Muster aus Schmutzschlieren und dem Blütenstaub von den in der Nähe des Parkplatzes stehenden Kiefern. Drei Mexikaner stiegen aus einem Kleinlaster. Auf der Ladefläche stapelten sich Werkzeuge und schwarze Planen. Der eine schlug dem anderen mit der flachen Hand auf den Rücken. Dabei

wölkte Staub auf. Der andere Mann nahm ihm spielerisch die Mütze ab, und die drei lachten.

Die Sonne beschien die Bäume auf dem Gipfel des nahe gelegenen Berges. Dann strahlte ihr orangefarbenes Licht durch die Äste der Bäume. Sie wirkte wie ein rot glühender Ball, als sie unterging. Johnson knurrte der Magen. Er ließ seinen Blick über den Parkplatz schweifen. Neben dem Laden für Auto-Ersatzteile leuchtete die Neonreklame eines Spirituosenladens auf, und plötzlich wurde Johnsons Kehle ganz trocken.

Ein neueres Wohnmobil vom Typ *Monaco Camelot* stand am anderen Ende des Parkplatzes. Der Fahrer hatte an der Windschutzscheibe einen Lichtschutz angebracht. Johnson überlegte, wie sich so ein neues Modell wohl fahren würde und wie hoch der Benzinverbrauch war. Ein solches Gefährt hatte bestimmt eine viel bessere Straßenlage als seines und war fast wie ein rollendes Hotel.

Er setzte sich auf und sah aus dem vorderen Fenster seines Wohnmobils. Von seinem Parkplatz aus konnte er den Eingang des Supermarkts gut überblicken. Ein alter Mann mit einem tragbaren Sauerstofftank schob zwei Einkaufswagen ins Innere des Gebäudes. Mit einem freundlichen Lächeln begrüßte er eine Mutter und ihre Kinder.

Johnson drückte die Pfeiltaste auf seinem Laptop. Ein grünes Licht leuchtete auf. Das Café hatte einen drahtlosen Internetzugang. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn er einen Stellplatz am anderen Ende des Parkplatzes gehabt hätte.

Plötzlich hörte er ein stürmisches Klopfen an der Tür. Am rechten Fenster erschien die Gestalt eines Mannes. Er war korpulent und trug eine blaue Weste. Sein Alter war schwer zu schätzen, vielleicht um die dreißig. Johnson machte die Tür auf und nickte dem Mann zu.

„Ich wollte nur wissen, wie lange Sie noch hier bleiben wollen“, sagte der andere anstelle einer Begrüßung. Seine Stimme klang eine Spur zu gereizt. Offenbar war er nervös.

Johnson betrat barfuß den Asphalt, der noch immer warm von der Sonne war. „Ich habe Ihnen doch schon ge-

sagt, dass ich auf ein Ersatzteil warte. Sonst wäre ich schon längst weg. Das können Sie mir ruhig glauben.“

Der andere Mann senkte den Blick. „Also, Sie müssen weg hier. Sie sind jetzt schon ...“

„... drei Wochen hier. Ich weiß.“

„Drei Wochen, und es kann noch länger dauern, bis Sie Ihr Ersatzteil kriegen. Ich möchte, dass Sie von hier verschwinden.“

„Und wie soll ich das machen? Soll ich das Wohnmobil vielleicht auf die Autobahn schieben?“

„Ich kann einen Abschleppdienst bestellen.“

Johnson wandte sich von dem Mann ab. Am Eingang des Supermarkts standen Pfadfinder und verkauften Gebasteltes. Die von den Strahlen der untergehenden Sonne in ein rosa- und orangefarbenes Licht getauchten Wolken färbten sich allmählich stahlblau. Es sah aus, als ob sich auf der anderen Seite des Berges ein Gewitter zusammenbrauen würde. Ein Polizeiauto bog auf den Parkplatz ein und fuhr an ihnen vorbei. Der Mann mit der blauen Weste winkte, und der Polizist erwiderte seinen Gruß.

„Sie können noch eine Nacht hier bleiben“, sagte der Marktleiter. „Wenn Sie bis morgen früh nicht verschwunden sind, rufe ich den Abschleppdienst.“

Johnson wollte am liebsten noch etwas sagen, aber er presste die Lippen zusammen. Dann sah er zu, wie der Marktleiter unbeholfen zum Supermarkt zurückwatschelte.

Juni kam heraus und ging lächelnd und eine blaue Einkaufsstüte schwenkend an dem Mann vorbei. Sie hatte ein neues Notizbuch mit Spiralbindung gekauft. Schon jetzt hatte sie mehr von diesen Dingen vollgeschrieben, als er zählen konnte. Es sah nicht so aus, als wollte sie irgendwann auch wieder damit aufhören.

„Bist du mit deiner Arbeit fertig?“, fragte sie, als sie hereinhüpfte und die Tragetüte schwungvoll auf ihr Bett warf.

Johnson machte den Kühlschrank auf und nahm eine warme Coladose heraus. „Fast.“

„Was hat denn dieser Typ von dir gewollt?“

„Er hat gesagt, dass wir einen Einkaufsgutschein gewonnen haben.“

„Hat er nicht.“

Johnson nahm einen großen Schluck aus der Dose. Danach musste er aufstoßen. „Er hat mich nur gefragt, wie lange wir noch hier bleiben.“

„Ich hab eine neue Freundin“, sagte Juni. Dabei leuchtete ihr Gesicht wie von innen her. „Sie ist wirklich nett. Und sie sieht hübsch aus. Ich glaub nicht, dass sie verheiratet ist. Und sie hat wunderschöne Augen.“

„Aber Junikäfer! Das Letzte, was wir hier brauchen, ist eine Frau, die mit ihren schönen Augen auf unseren Schatz guckt.“ Er streckte die Arme aus, als wolle er den Wohnwagen umarmen. „Welche Frau könnte diesem herrlichen Schloss widerstehen?“

„Sie ist nicht hinter deinem Schatz her. Sie macht sich bloß Gedanken über uns. Sie hat gesagt, dass sich der Marktleiter ärgert, weil wir schon so lange hier sind. Hat er dir das auch gesagt?“

„Aber nein. Der Parkplatz ist schließlich groß genug. Das geht schon in Ordnung. Hast du was zu Essen mitgebracht?“

Juni schüttelte den Kopf und kletterte zu ihrem Bett hoch. „Ich hab mein letztes Tagebuch fast fertig. Heute Abend will ich ein Neues anfangen.“

„Was schreibst du denn in diese Dinger rein?“

„Ich weiß nicht. Alles, was für mich wichtig ist, alles über die Orte, an denen wir schon waren. So als ob ich mit einer Freundin rede, die meine Geheimnisse nicht weiter sagt.“

„Was denn für Geheimnisse?“

Die Kleine zog ihre Crocs aus und ließ sie fallen. Dann holte sie ein dunkelgrünes Notizbuch aus der blauen Einkaufstüte. „Wenn du mir erzählst, was du da auf deinem Computer schreibst, sage ich dir, was in meinen Notizbüchern steht.“

Mit einem Lächeln nahm Johnson einen letzten Schluck aus der Coladose. Dann warf er sie in den Abfalleimer.

Vor dem Supermarkt hatte das Polizeiauto angehalten. Der Marktleiter beugte sich auf der Fahrerseite zum offenen Fenster herab.

Kapitel 2

Sie konnte es sich nicht erklären, und sie war auch niemandem Rechenschaft schuldig, aber Sheila Lempis kaufte ein komplettes Abendessen, bestehend aus einem ganzen Grillhähnchen, Röstkartoffeln und Krautsalat. Dann ging sie mit laut klirrendem Schlüsselbund zur Tür hinaus.

„Schönen Abend noch, Ed.“

„Dir auch, Sheila“, antwortete der alte Mann keuchend.

Sie verstaute die Handtasche in ihrem Auto, schloss es ab und holte tief Luft. Das Wohnmobil stand in der Mitte des Parkplatzes, in der Nähe des Eingangs zur Lebensmittelabteilung. Hier hatten schon schlimmer aussehende Gefährte über Nacht geparkt, aber sie konnte sich nicht mehr so genau erinnern, wann sie zum letzten Mal ein solches Exemplar gesehen hatte. Das Wohnmobil war mit Rostflecken übersät, die Windschutzscheibe hatte Risse, und die Reifen waren völlig abgefahren. Die Form des Fahrzeugs war weniger windschnittig als bei den neueren Modellen. Angesichts der hohen Benzinpreise fragte sich Sheila, wer es sich überhaupt noch leisten konnte, mit einem solchen Spritfresser durch die Gegend zu fahren. Im Inneren war es bestimmt unerträglich heiß im Sommer und eiskalt im Winter. Sie stellte sich vor, wie die beiden in der kalten Jahreszeit der Sonne hinterherfahren und im Sommer vor der Hitze flohen. Das vordere Nummernschild war vom Rost unkenntlich geworden, aber hinten konnte man noch undeutlich die Umrisse von West Virginia erkennen.

Im Wohnmobil brannte kein Licht, und es schien sich drinnen nichts zu regen. Sie hielt die blaue Einkaufstüte krampfhaft fest und überlegte sich schon, wem sie das Hähnchen geben sollte, wenn die beiden nicht da waren. Vielleicht freute sich Mr Taylor darüber. Er wohnte neben

ihr und war seit dem Tod seiner Frau ganz allein. Nur seine Pferde leisteten ihm noch Gesellschaft.

Vor Sheilas geistigem Auge erschien das Gesicht des kleinen Mädchens, und ihretwegen wollte sie nicht un verrichteter Dinge wieder weggehen. Sie dachte an die Augen der Kleinen. Ihr lebendiger und kluger Blick wirkte seltsam wissend und unschuldig zugleich. Sheila hatte das Mädchen beobachtet, wie es durch die Gänge des Supermarkts schlenderte.

Manchmal blieb sie in der Schmuckabteilung stehen, manchmal blätterte sie in einem Buch. Es kam ihr so vor, als ob die Kleine etwas suchte, vielleicht ein Schmuckstück, vielleicht etwas zu Lesen, vielleicht aber auch so etwas wie ein Zuhause. Ihr Vater begleitete sie meist nicht bei ihren Ausflügen in den Supermarkt. Aus den Lebensmitteln, die das Mädchen einkaufte, schloss Sheila, dass Vater und Tochter im Wohnmobil keinen Herd oder Kühlschrank hatten.

Sheila hatte mit niemandem über die beiden gesprochen. Als der Marktleiter „das vergammelte Ding“ auf dem Parkplatz entdeckte, ahnte sie jedoch, dass es bald Ärger geben würde.

Der Vater sah gar nicht schlecht aus. Er war groß, hatte ein markantes Kinn und klar blickende Augen, vielleicht ein bisschen zu durchdringend. Mit seinem Dreitagebart wirkte er etwas verwahrlost, aber sie hatte schon gesehen, wie er mit einem kleinen schwarzen Täschen in der Herrentoilette verschwand und glatt rasiert wieder herauskam. Sein volles, dunkles Haar war ziemlich lang und struppig. Wenn er bezahlte, holte er immer ein verdächtig dickes Geldbündel heraus, und versuchte gar nicht erst, mit den Kassiererinnen ein Gespräch anzufangen. Er strahlte eine gewisse Stärke aus, die sich nicht in Muskeln messen ließ, obwohl er sehr gut gebaut war.

Sheila hatte ihn nur einmal angesprochen, als er beim Friseur auf seine Tochter wartete. Auf seinem Schoß lag eine aktuelle Ausgabe des Nachrichtenmagazins *Newsweek*. Er blätterte die Seiten scheinbar ziellos um.

„Sie ist wirklich niedlich“, hatte Sheila zu ihm gesagt.

Er hob abrupt den Kopf, und dabei sah er aus, als hätte man ihn bei einem Ladendiebstahl erwischt. Er wirkte überrascht, beinahe erschrocken. Dann warf er einen Blick über die Schulter, sah seine Tochter im Spiegel und nickte. „Oh ja. Sie ist was Besonderes.“

„Ist alles in Ordnung?“, fragte sie, aber sie fühlte sich unwohl dabei. „Ich hab Ihr Wohnmobil schon ein paar Tage lang auf dem Parkplatz gesehen.“

Er nickte. „Ich warte auf ein Ersatzteil. Der Motor ist nicht mehr angesprungen.“

Sheila lächelte. Es entstand eine peinliche Pause. „Viele Leute sind auf der Durchreise nach Kalifornien oder in den Nordwesten.“ Sie lachte leise, obwohl es nichts zu lachen gab. Ihre Wangen brannten vor Verlegenheit. „Also, wenn Sie was brauchen, sind wir für Sie da.“

Sie zog sich in die Kundendienst-Abteilung zurück, als sie merkte, dass ihr das Herz bis zum Hals schlug. Das war ihr schon lange nicht mehr passiert.

Sheila schob mit zusammengebissenen Zähnen ein paar vereinzelt herumstehende Einkaufswagen zusammen, um ein bisschen Lärm zu machen. *Jetzt oder nie. Geh schon hin und klopfe an die Tür. Was hast du denn zu verlieren?*

Sie klopfte. Drinnen war alles still. Eine fette Krähe landete mit einem heiseren Krächzen auf der flackernden Laterne über dem Auto. Vielleicht hatten die beiden ihr zaghaftes Klopfen nicht gehört. Als sie die Hand hob, um lauter an die Tür zu pochen, sah sie, wie sich das Wohnmobil mit einem leisen Quietschen schief legte.

„Das ist sie“, sagte das Mädchen drinnen. Das Seitenfenster stand offen. „Das ist die Frau, von der ich dir erzählt hab.“

Im schmutzigen Fenster sah Sheila ihr verschwommenes Spiegelbild. Sie glich kaum noch dem Mädchen, das sie einmal gewesen war. Heute hatte sie mehr Kilos auf den Rippen und weniger Hoffnung im Herzen. Ihre einst wilden Locken hatten sich geglättet, und ihr Traum, ihr Leben mit jemandem zu teilen, der nicht wegen seiner Saufe-

rei in der Gosse landete, hatte sich in Nichts aufgelöst wie der Morgennebel in der Sonne.

Ihr Mann hatte zuerst seinen Arbeitsplatz und dann seinen Führerschein verloren. Nachdem mehrere Entziehungskuren gescheitert waren, hielt sie so lange durch, bis das Hypothekendarlehen getilgt und die immer höher werdenden Rechnungen bezahlt waren. Inzwischen saß er vor dem Fernseher, um ja keine Westernserie oder Dokumentation zu versäumen. Als sie den Kabelanschluss kündigte, beklagte er sich, aber sie hatte keine andere Wahl gehabt. Damals wohnten sie 20 Kilometer vom nächsten Getränkemarkt entfernt. Wenn ihr Mann nicht vor dem Fernseher saß, reparierte er in der Garage ein altes Fahrrad. Als er damit fertig war, fuhr er los – in den sicheren Tod.

Und jetzt stand sie an der Wohnwagentür eines Fremden, weil sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, weil in ihr noch immer die Sehnsucht nach ein bisschen Liebe brannte.

Der Mann erschien in der Tür. Er hatte ein weißes T-Shirt und eine schmutzige Jeans an. Sheila senkte den Kopf, damit er nicht sah, wie verlegen sie war. Ihr Blick fiel auf die Plastikplane, die unter dem Motor lag. Offenbar hatte er gerade daran gearbeitet.

„Ich hab Ihrem Chef schon gesagt, dass ich so schnell wie möglich von hier verschwinde“, sagte er anstelle einer Begrüßung. Seine Stimme klang fest und leicht gereizt.

Sie hielt die Einkaufstüte hoch. „Ich will Sie nicht wegjagen. Ich hab Ihnen und Ihrer Tochter bloß was zu essen gekauft.“

Er musterte sie skeptisch. Dann machte er die Tür weit auf und trat heraus. „Danke, aber das ist wirklich nicht nötig.“

Als Sheila antwortete, senkte sie ihre Stimme. „Ich weiß. Natürlich können Sie für sich selbst sorgen. Ich hab heute mit der Kleinen gesprochen, und sie ... sie ist ein so aufgewecktes Kind. Ich hab das Essen aus einer Laune heraus besorgt. Vielleicht schmeckt es Ihnen ja.“